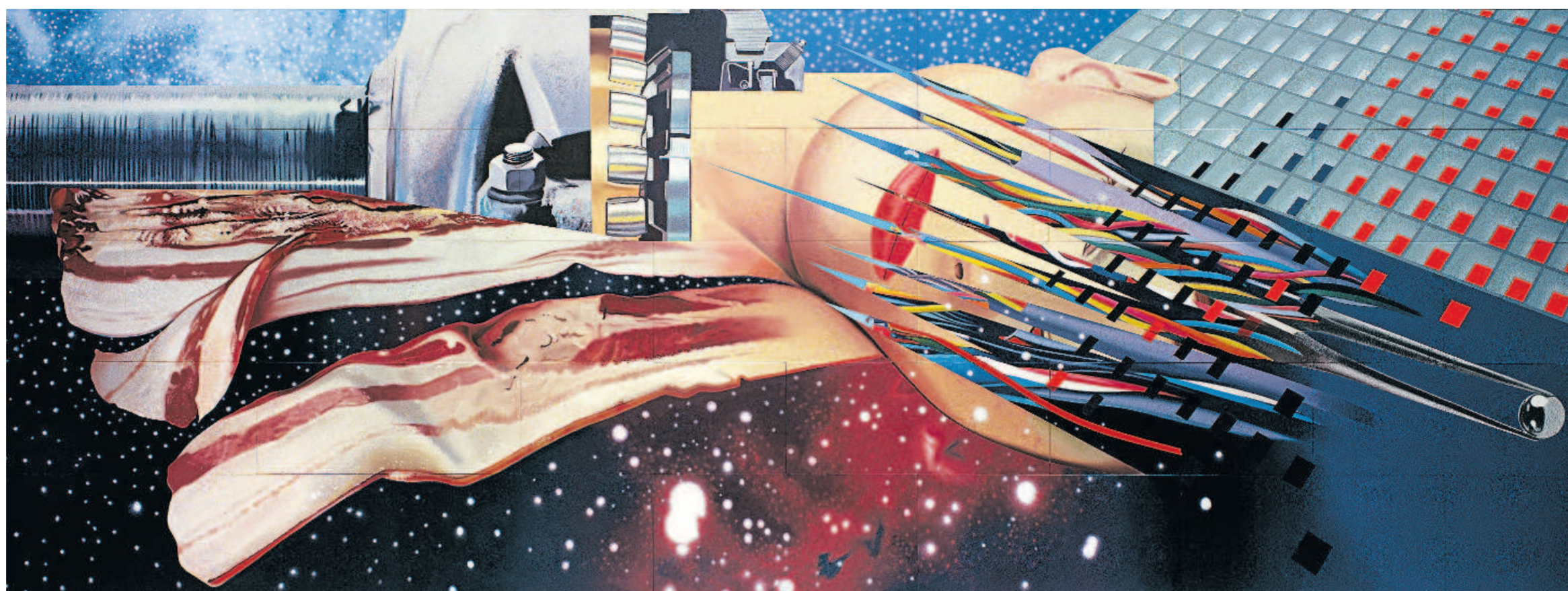


Wir schwimmen doch alle im Pop-Art-Nebel der Ökonomie

Mit viel Kino im Gewand von Malerei: Das Kölner Museum Ludwig zeigt eine Retrospektive des im Frühjahr verstorbenen amerikanischen Malers James Rosenquist.

Die Retrospektive auf dieses Werk ist eine Dröhnung von Opulenz und Buntheit in monumentalen Formaten, und an ihrem Ende verdichtet sich der Eindruck: In allzu viele Bilder von James Rosenquist nacheinander einzutauchen tut diesem Œuvre nicht wirklich gut. Das Riesenbild und der malerische Weichspüler als Konstanten dieser Schau muten dann immer weniger herausfordernd als vielmehr redundant an. Sie sind des Kuschieligen einfach zu viel, was schließlich eine andere Vermutung bestätigt: Wie so viele New Yorker Maler im Ausgang der fünfziger Jahre hat auch der 1933 in North Dakota geborene, im vergangenen März gestorbene Pop-Art-Veteran den Zenit seines Schaffens in seinen jungen Jahren erlebt. Ein Los, das er mit weit schwereren künstlerischen Kalibern wie Jasper Johns und Robert Rauschenberg, Roy Lichtenstein und Andy Warhol teilt.

Und doch ist diese letzte, umfassende Bilderschau, an deren Vorbereitung Rosenquist kurz vor seinem Tod noch aktiv beteiligt war, ein lohnenswertes, in der thematischen Durchdringung seiner Werke vorbildliches Unternehmen. Dies auch wegen der – eher wenigen – unbestritten guten Bilder unter den prominenten Leihgaben wie dem 1965 entstandenen Hauptwerk „F-111“ aus dem Museum of Modern Art samt Vorstudien; und wegen diverser interessanter künstlerischer Ideen in den Sechzigern: So flutete er – im Katalog zu bestaunen – ganz Bild-Environments mit Nebel aus der Trockeneismaschine wie 1970 im ehemaligen Kölner Galeriehaus Lindenstraße (ähnliche „Nebelräume“ hatte übrigens Gotthard Graubner schon zuvor realisiert). Rosenquist stattete einige seiner XXL-Formate, ziemlich cool, mit spiegelnder Metallfolie



Auch Sternenträuber lieben Speck: Rosenquists „Star Thief“ von 1980, Öl auf Leinwand, 5 x 14 Meter

Foto Rheinisches Bildarchiv Köln/ VG Bild-Kunst, Bonn 2017

aus, oder er ließ in manchen Bildern mehrere Fenster aufploppen, so in seinem ikonischen „I Love You with My Ford“ von 1961: Das Auto und die amerikanische Mobilität, der Sex und das Instant Food, Spaghetti aus der Dose, schichten sich als Motive des American Way of Life wie ein Big Mac – das ist Kino im Gewand von Malerei. Man spürt förmlich, wie so etwas auf spätere Künstler, von David Salle bis Michel Majerus, gewirkt haben muss, und umgekehrt führen die Bilder zurück zu René Magritte.

Man hat James Rosenquist den „europäischsten“ unter den Pop-Malern genannt. Tatsächlich steckt sein Werk voller zeitge-

schichtlicher Zitate und ist bisweilen geradezu altmeisterlich komponiert. Eine flauschige Peinture und der Wechsel zwischen Kontur und Vermalung betonen die Könnerschaft. Klingt eigentlich wenig nach klassischer Pop Art – schon gar nicht verbindet man mit Pop eine Bildkunst, die ohne Quellenkenntnis gar nicht zu verstehen ist. Hermetischen Pop – gibt es das? Eben dieses widersprüchliche Phänomen liegt bei Rosenquist vor, wie die Kölner Ausstellung in einer akribischen Recherche der Bildvorlagen aus dem Nachlass dokumentiert. Sie ordnet die komplexe Rosenquist-Ikonographie und öffnet die Augen für einen überraschend politisch denkenden Künstler. Um Rosenquists Metaphern und Allegorien lesen zu können, sieht man sich allerdings nicht auf Homer oder Ovid verwiesen, das einschlägige Material entstammt dem „Life“-Magazin, das dem Maler einen unversiegelten Motifkoffer an Reklame bot. Für Werbung besaß Rosenquist einen unbestechlichen Blick, hatte er doch bis 1962 selbst Plakat-

wände in Brooklyn und Manhattan, auch am Times Square, gemalt. Schon in den fünfziger Jahren war er in Minneapolis großflächig für Coca-Cola, Cadillac und die Northwest-Airlines zu Werke gegangen. Oft waren ihm einfach nur eine paar Motive vorgegeben, die er kombinieren sollte. Dann schuf er selbst ein Werk im Geist einer surrealen Collage, die vielfach eher anarchisch anmutet denn einem kohärenten Bildprogramm verpflichtet.

Wie viele Besucher dürften in den vergangenen Jahrzehnten schon vor dem museumseigenen „Horse Blinders“ (Scheuklappen) von 1969 gestanden haben – eines jener drei Raumbilder, die einst in der Galerie Leo Castelli in New York hingen und jetzt erstmals wieder vereint sind –, ohne zu ahnen, worum es darin geht. Das durchtrennte Telefonkabelbündel entnahm Rosenquist einer Werbung der Firma Western Electric und wies damit, wie auch mit der plakativ ins Bild gesetzten Fingerkuppe, auf die schon damals üblichen und verhassten Praktiken der Überwa-

chung hin, womit er Protest gegen die Wahl Richard Nixons zum Präsidenten erhob. Eine bizarre Fleischwerbung geht 1967 in das Bild mit dem harmlosen Titel „Forest Ranger“ ein. Jene gigantische Säge, die in der Annonce des American Meat Institut ein dickes Stück Fleisch spaltet, macht sich nun an einem Panzerwagen zu schaffen („The Chevrolet-Built Armored Car“, so die Werbevorlage). Der aber sieht in dem Vorhangbild aus Polyesterstreifen alles andere als grimmig aus. In einem Bild von 1963 mit dem nichtssagenden Titel „Early in the Morning“ von 1963 greift Rosenquist einen „Life“-Artikel über Rassenunruhen in Südafrika auf – Schwarzafrikaner waren 1949 in Johannesburg gegen Inder gewalttätig geworden. Indem Rosenquist den jungen Aggressor übermalte, machte er das Sujet komplett unkenntlich und beraubte sein eigenes Gemälde jeglicher Lesbarkeit. Eben hier liegen die Grenzen seiner sozialkritischen Botschaft. In den achtziger Jahren entwickelt sich Rosenquists Werk zu einer Trompe-l'Œil-Organie,

die zwar an digitale Bildbearbeitung denken lässt, aber immer auf Peinture und Virtuosität besteht. Das Opus magnum aus den neunziger Jahren ist ein dreiteiliges Auftragswerk für die Deutsche Bank: „The Swimmer in the Econo-mist“, dessen größte Tafel es auf satte siebenundzwanzig Meter Breitwand bringt. In jenem – angeblich sozialkritischen – „Schwimmer im Wirtschaftsnebel“ zitiert Rosenquist Picassos „Guernica“, aber auch sein eigenes Frühwerk. Es muss dem Schwimmer eigentlich Spaß machen, in den farbenfrohen Strudel hineingezogen zu werden, so wie es einem „Blinden Passagier“ in einem anderen Bild aus dem Jahr 2000 eine Verlockung ist, „bei Lichtgeschwindigkeit nach draußen“ zu spähen. In ihren Billboard-Formaten muten die Bilder wie Reklame an. Für eine fescche Kapitalismuskritik. GEORG IMDAHL

James Rosenquist: Eintauchen ins Bild, Museum Ludwig, Köln; bis 3. März 2018. Vom 14. April bis 19. August 2018 im ARoS Kunstmuseum, Aarhus. Der Katalog kostet 49 Euro.

Heirat vor dem Imam, Scheidung per SMS

Türkische Kuriositäten dieser Woche, die für ein ganzes Jahr stehen / Von Bülent Mumay

Im Anschluss an den Brief von vergangener Woche hatte ich vor, Ihnen einen „Türkei-Almanach 2017“ vorzulegen. Ich fing an, mir einen Überblick über die Agenda des zu Ende gehenden Jahres zu verschaffen. Gleichzeitig blieb ich der Tagesordnung auf den Fersen. Als ich das Material für diesen Brief sichtete, stellte ich fest, dass die Ereignisse allein der vergangenen Woche nichts anderes als ein Resümee des gesamten Jahres 2017 sind. Falls Sie Gelegenheit hatten, diese Kolumne regelmäßig zu lesen, haben Sie eine Vorstellung vom Geschehen in der Türkei im Laufe des Jahres. Also überlasse ich Sie jetzt der frischen, aber im Grunde doch nach Mottenkugeln muffelnden Agenda dieser Woche.

Wollen wir mit den Polizei- und Gerichtsmeldungen beginnen? Darin steckt zugleich eine politische Dimension. Ein während der Gezi-Proteste 2013 durch eine Reizgasgranate der Polizei verwundeter junger Mann erstattete nun Anzeige gegen Staatspräsident Erdogan. Aydin Aydogan beklagte, dass Erdogan „das Volk sozial, nach Klasse und Region spalte“. Warum aber tat er das erst vier Jahre später? Erdogan hatte die Gezi-Protestierer zuvor bereits als „Plünderer, Verräter, Ratten und Terroristen“ diffamiert, jüngst obendrein noch als „Putschisten“. Gegen diese neue Zuschreibung wehrte Aydogan sich, wenige Stunden nach seiner Anzeige wurde er festgenommen. Grund: „Ruhe und Frieden der Leute gestört zu haben“.

Gleich weiter mit einer Meldung desselben Kalibers, die zeigt, in welchem Teufelskreis die Demokratie in der Türkei steckt. Die größten Gewerkschaften und Berufsverbände der Türkei planten in Izmir, der drittgrößten Stadt des Landes, eine Demonstration unter dem Motto „Kein Ausnahmezustand, Demokratie sofort!“, um die Aufhebung des Ausnahmezustands zu fordern, der die Demokratie in der Türkei praktisch aussetzt und wohl im Januar zum sechsten Mal verlängert wird. Vorgangene Woche meldete das Organisationskomitee die Kundgebung bei der Präfektur an. Die aber verbot die Versammlung aufgrund des Ausnahmezustands.

Kommen wir auf die Wirtschaft zu sprechen. In einer Zeit, da die Arbeitslosenzahlen durch die Decke gehen und alle über die Flaute stöhnen, verkündet die Türkei ein Wachstum in Rekordhöhe. Die Leute fragen einander: „Bei mir ist nichts gewachsen, gibt's in deiner Wirtschaft Wachstum?“ Allein in den vergangenen vier Monaten büßte die türkische Lira siebzehn Prozent an Wert ein. Folgende Meldung verdeutlicht, wie es um die nahezu ausschließlich auf dem Bausektor basierende Ökonomie tatsächlich steht: Die größten Flugesellschaften der Welt, darunter Air France, Delta und Swissair, wollen den Himmel der Türkei verlassen. Aufgrund der verdeckten Wirtschaftskrise und des Einbruchs der Zahlen der Türkei-Touristen

haben in diesem Jahr sieben Airlines ihre Flüge nach Istanbul eingestellt.

Widmen wir uns auch kurz der Diplomatie. Der Schleier über dem Wortgeflecht, das Erdogan gegen die Vereinigten Staaten angestrengt hat, lüftet sich von Tag zu Tag weiter. Großen Anteil an den Spannungen haben die widersprüchliche Syrien-Politik der beiden Länder sowie Bestechungsvorwürfe gegen zwei ehemalige Minister Erdogans, die bei einem Prozess in Amerika erhoben wurden. Zuletzt wettete Erdogan gegenüber Präsident Trump: „Und wenn du auch allmächtig wärest, na und? Wer bekommt in Syrien schweres Kriegsgerät von dir? Wer versucht, uns ein Bein zu stellen, bekommt im Vorübergehen einen Fußtritt von uns.“ In den Minuten, da Erdogan von Fußtritten sprach, tagten die amerikanischen Kommandeure für Europa und die Zentralen Streitkräfte mit türkischen Militärs in Ankara.

Kommen wir zu einem Bereich, in dem es sanfter zugeht, zur Musik oder zu Life-



BRIEF
AUS
ISTANBUL

style-Meldungen, würde ich gern sagen, doch auch hier sind die jüngsten Ereignisse nicht sonderlich erfreulich. Ein Theologe, Kolumnist für eine Erdogan-treue Zeitung, erklärte, wenn eine weibliche Stimme aufreißend sei, sei sie „haram“, also religiös verboten. „Grundsätzlich ist die Stimme der Frau nicht haram, doch wenn sie aufreißt, ist sie sogar dann haram, wenn sie aus dem Koran liest“, gebot Hayretin Karaman, der von Erdogan bereits mehrmals Auszeichnungen erhielt. Seine Sorge gilt nicht allein der Stimme von Frauen. Auch Musik passt ihm nicht. „Beides ist haram, Musik machen ebenso wie Musik hören.“

Eine Entwicklung erschreckte insbesondere langhaarige Männer wie mich. Zwei Mullahs mit einer Sendung auf einem islamistischen Fernsehkanal erklärten, Männer müssten sich Bärte stehen lassen, um sich von Frauen zu unterscheiden. Den Hintergrund legten sie folgendermaßen dar: „Eines von zwei Gliedern, die den Mann von der Frau unterscheiden, ist der Vollbart. Da siehst du von weitem einen Mann mit langen Haaren, aber ohne Bart. Bis du näher heran bist, hältst du ihn für eine Frau. Und denkst dir alles Mögliche, Allah bewahre.“ Was man sich da denke, wenn man einen bartlosen, langhaarigen Mann sieht, führten sie nicht aus. Man kann es sich vorstellen.

Während die Mullahs im Fernsehen verkünden, wie wir Haare und Bart zu tragen haben, belehrt das Bildungsministerium unsere Kinder darüber, wie man sich zu kleiden habe. In dem von einer islamisti-

schen Stiftung herausgegebenen Buch, das fünfzehnjährige Schüler zur Prüfungsvorbereitung lesen müssen, steht: „Wer leichte Kleidung trägt, gleicht einem Tier.“ Es sei untersagt, „dünne Stoffe und Nylonstrümpfe zu tragen, die die Hautfarbe erkennen lassen“; wer dagegen verstoße werde die Moral und stiftet Unfrieden.

Ich hatte bereits darüber berichtet: Kürzlich wurden Imame befugt, Ehen zu schließen. Damit ließ die Religionsbehörde, die über einen größeren Etat verfügt als das Bildungsministerium, es nicht genug sein. Sie legte nun auch eine praktische Lösung für Scheidungen vor. Man braucht sich nicht mehr mit Gerichten und Bürokratie abzugeben, sondern kann sich jetzt mit einem einzigen Tastendruck scheiden lassen. Der Fetwa-Rat der Behörde erklärte, Paare könnten sich per Telefon, SMS oder Internet scheiden lassen. Nur ein Problem gibt es dabei: Diese Taste dürfen nur Männer drücken!

Lassen wir auch Kuriositäten in unserem Almanach nicht aus. Diebstahl und Korruption sind mittlerweile gang und gäbe in der Türkei; doch was jetzt geschah, war noch nicht da: In einem staatlichen Krankenhaus verhödete ein Professor der Anatomie zwei überflüssige Leichname an die Klinik einer privaten Universität. Als der Totenhandel ans Licht kam, wurde der Mediziner vom Dienst suspendiert.

Noch zwei Meldungen zum IS: Vor zwei Jahren wurden bei einer Razzia in der Wohnung eines Sechsendreißigjährigen in Diyarbakir eine beträchtliche Menge Sprengstoff, Reagenzgläser, Gasmasken, elektronische Leiterplatten und Materialien zum Bombenbau gefunden. Der Mann kam wegen IS-Mitgliedschaft vor Gericht. Als er sich damit verteidigte, er brauche diese Materialien für „Prüfungsvorbereitungen“, wurde er freigelassen. Wie gut, dass bei ihm zu Hause keine Bücher gefunden worden waren.

Die zweite IS-Meldung kommt aus Istanbul. Vergangenes Silvester hatte ein IS-Terrorist bei einem Anschlag in einem Nachtclub am Bosphorus 39 Menschen getötet. Nun wurden sieben der Beihilfe Verdächtige aus „Gründen der Verhältnismäßigkeit“ auf freien Fuß gesetzt. Derselbe Richter desselben Gerichts hält dagegen Mitarbeiter der Zeitung „Cumhuriyet“ seit nunmehr 420 Tagen in Untersuchungshaft, die sich nichts anderes haben „zuschulden“ kommen lassen als Berichterstattung.

Wo wir bei Gerichtsnachrichten sind, schließen wir mit Erdogans Erklärung zur Justiz von vergangener Woche: „Die Rechtsprechung in der Türkei ist hervorragend. Unsere Gerichtsbarkeit funktioniert so gut wie in keinem anderen Land Europas.“

Nun? Gefällt Ihnen unser Wochen-Almanach mit Jahresanspruch? Ich weiß nicht, was Sie darüber denken; doch wir leben damit, auch wenn es uns nicht gefällt. Auf ein gutes Jahr, für uns alle!

Aus dem Türkischen von Sabine Adatepe.

DasErste.de

Weihnachten mit Trixie Dörffel

von und mit Olli Dittrich

HEUTE 22:55 Uhr

Das Erste